

Einleitung – Wider die Rede vom Äußerlichen

PAULA-IRENE VILLA

Bevor Sie sich an die Lektüre dieses Buches machen, schauen Sie ein wenig Fernsehen. Warten Sie damit nicht bis zur so genannten Prime Time oder gar auf die Zeit nach 22 Uhr, sondern nehmen Sie sich an einem Wochentag zwischen 14 Uhr und 18 Uhr Zeit dafür. Zappen Sie vor allem zwischen den privaten Sendern und achten Sie besonders auf die so genannten Ratgeber und ‚Lifestyle‘-Formate. Diese handeln, so werden Sie sehen, davon, wie Menschen mehr aus sich, ihrer Wohnung, ihrem Dinner oder ihren Beziehungsambitionen machen können. Oder davon, wie zwei Jugendliche in einem inszenierten (und zugleich echten) Wettbewerb gegeneinander um eine Ausbildungsstelle antreten. Sie werden vielleicht auch sehen, wie eine Gruppe von Kindern in einem ‚Camp‘ auf Diät gesetzt wird oder, etwa bei „Spieglein, Spieglein ...“ (VOX, 17 Uhr), wie Menschen durch Friseurbesuch, Permanent Make-up oder einer OP beim ‚Schönheitschirurgen‘ zu einem neuen und besseren Leben finden. Im Nachmittagsprogramm können Sie einer ganzen Reihe von Menschen also bei verschiedenen Bemühungen zusehen, mehr aus sich zu machen, indem sie – nicht immer, aber auffällig häufig – an ihren Körpern arbeiten, oder arbeiten lassen. Menschen machen Diät, stylen sich, werden operiert – alles, um sich zu verwandeln in die, die sie sein wollen sollen. Genau darum geht es in diesem Sammelband: Manipulationen am Körper bzw. die Bearbeitung des Körpers werden in den verschiedenen Beiträgen als Arbeit am Selbst verstanden. Und nicht als bloße Betonung von Äußerlichkeiten, wie vor allem die Presseberichterstattung derzeit gerne formuliert. Es geht bei den Diät- und ‚Schnippel‘-Shows oder auch bei Heidi Klums Suche nach dem neuen Supermodel eben nicht primär oder allein um die „äußeren Werte“ (Krasser 2008), sondern um die Verkörperung von sozialen Normen. Äußerlichkeiten sind nie nur Schein, derzeit und in den Medien erst recht nicht.

Der rote Faden: Körper-Selbst

Vielmehr, so der rote Faden dieses Buches, ist die vermeintlich äußerliche Körperarbeit immer und unausweichlich Arbeit am sozialen Selbst. Wie vielfältig diese Arbeit sein kann, welche kreativen und selbstermächtigenden Potenziale diese birgt, aber auch – und vor allem – welche Unterwerfung unter gnadenlose Normen sie zugleich bedeutet, das wird in den verschiedenen Beiträgen deutlich. Alle Beiträge zeigen zudem, dass die ‚Arbeit am Selbst‘ mitnichten eine rein subjektive, individuelle ‚Privatangelegenheit‘ von souveränen, handlungsrationalen, freien und selbstbewussten Menschen ist – auch wenn dies vor allem in den Medien rhetorisch so beschworen wird und gerade dies ein bezeichnendes Moment der gegenwärtigen Semantik rund um das Subjekt ist. Vielmehr sind Entscheidungen über den eigenen Körper als Entscheidungen über das Selbst hochgradig normativ, sie sind getränkt von Sozialität. Denn: Woher kommen unsere Vorstellungen von uns selbst? Wie kommen wir zu bestimmtem Wünschen, Hoffnungen und Phantasien in Bezug auf unseren Körper? Woher stammen Urteile wie klein, groß, dick, dunkel, schwabbelig, gesund, fit, weiblich usw.? Und vor allem: Wer entscheidet wo und wie über das ‚Optimierungspotenzial‘ dieser körperbezogenen Wahrnehmungen? Wann ist ein Bauch ‚zu‘ dick? Wann ist ein Busen ‚zu‘ klein? Ab wann ist das Leid so unerträglich, dass es legitim wird, sich ein Stück vom Körper etwa abzuschneiden? Es bedarf wahrlich keines Soziologiestudiums (aber es hilft), um zu wissen, dass all diese Fragen weder vom Himmel fallen noch von allein in den Menschen auftauchen und dass ihre Beantwortung eben nicht jenseits gesellschaftlicher Normen, ökonomischen Imperativen und intersubjektiven Beziehungen geschieht. Die Gleichzeitigkeit von individueller Autonomie, z.B. auf der rhetorischen oder diskursiven Ebene (etwa der Medien) einerseits und von Beherrschung des Individuums, etwa auf der praxeologischen oder narrativen Ebene andererseits ist das basso continuo des vorliegenden Sammelbandes. Sie wird hier thematisiert z.B. als ambivalentes Begleitphänomen der reflexiven Moderne (*Paula-Irene Villa*), als in und durch verschiedene Medien wie Fernsehen oder Literatur formulierte Herrschaftstechnik im Sinne der foucaultschen Gouvernementalität (*Anne Fleig, Andrea Seier/Hanna Surma, Sabine Maasen, Simon Strick*), als künstlerisch problematisierbare „Dialektik der technischen Vernunft“ (*Markus Brunner*) oder als spannungsgeladener Zusammenhang zwischen privatistischer (Schönheits- und Normalitäts-)Ideologie und sozialer Praxis (*Nina Degele*).

Quantitäten und Qualitäten: Von Zahlen, Hakennasen und diskursiven Subjekten

Eine durchaus beträchtliche Anzahl von Menschen jedenfalls hat, so muss man annehmen, obige Fragen für sich geklärt und sich für eine entsprechende Operation entschieden. Laut Schätzungen unterziehen sich in der Bundesrepublik derzeit zwischen 400 und 700 Tausend Menschen pro Jahr einer plastischen Operation (so z.B. die Schätzungen der GÄCD oder der Apotheken Umschau). In den USA rechnet ein Fachverband im Jahr 2007 mit insgesamt ca. 11,8 Millionen Eingriffen allein im Bereich der kosmetischen Chirurgie, d.h. ohne all jene plastisch-chirurgischen Eingriffe, die eindeutig medizinischer Natur sind wie Brandverletzungen, Tumorentfernungen usw. (American Society of Plastic Surgeons 2008). Tendenz: steil steigend meinen die einen (z.B. American Society of Plastic Surgeons 2008) in ihren differenzierten Statistiken, die für den Zeitraum zwischen 2000 und 2007 eine Steigerung von 59% angibt)¹, stagnierend meinen die anderen (z.B. Sattler 2008). Laut einer repräsentativen Befragung der Apotheken-Umschau können sich 15,5% der befragten Deutschen – Männer wie Frauen – vorstellen, sich vom „Chirurgen verschönern zu lassen“; 36,7% finden es OK, dass Menschen, die unter ihrem Aussehen leiden, sich operieren lassen und laut DGÄPC ist jede zweite Frau in Deutschland nicht abgeneigt, sich für die Schönheit ‚unters Messer zu legen‘, wie die Branche selbst jovial-salopp formuliert.

Jenseits solcher quantitativen Zahlen – die mit großer Vorsicht zu betrachten sind – zeigen vor allem qualitative Studien, dass gerade die Frage nach dem Leiden am eigenen Körper im ‚echten Leben‘, also jenseits der medialen Eventisierung, für betroffene Menschen nicht nur zentral ist, sondern weitaus reflektierter und differenzierter verhandelt wird als gemeinhin angenommen.²

-
- 1 American Society of Plastic Surgeons. <http://www.plasticsurgery.org> vom 3.6.2008.
 - 2 Statistischen Zahlen sind in diesem Feld deshalb so unzuverlässig, weil sie nicht von neutraler Seite erfasst werden, sondern von den verschiedenen, z.T. miteinander konkurrierenden Fachverbänden und gesundheitsökonomischen Lobbys. Diese sind vor allem am ökonomischen Gewinn interessiert, der mit den überwiegend privat zu bezahlenden Dienstleistungen zu machen ist. Laut Schätzungen eines US-amerikanischen Fachverbandes werden im Marktsegment „kosmetische plastische Chirurgie“ in den USA jährlich ca. 12,4 Milliarden US\$ umgesetzt (<http://www.plasticsurgery.org/>). Die Wahrnehmung einer profitorientierten Branche wird unterfüttert durch einen Blick auf einschlägige Internetportale und anderer Seiten: Hier finden sich immer auch Finanzierungsangebote, Kreditwerbung, Links zu Preisvergleichen usw. Außerordentlich interessant und m.W. bislang nicht gründlich beforscht, ist in diesem Zusammenhang der globale ‚Schönheitstourismus‘, z.B. nach Brasilien oder Osteuropa. Oder auch nach Deutschland, wo einschlägige Praxen im Netz auf ihren Internetseiten die Mehr-

Kathy Davis etwa hat in ihren Studien gezeigt, dass Frauen, die sich für eine kosmetische Chirurgie entscheiden, sich diese Entscheidung alles andere als leicht machen und dass ihnen sehr wohl bewusst ist, dass sie auch aufgrund sozialer Zwänge so und nicht anders handeln (vgl. Davis 2003). *Kathy Davis* diskutiert in ihrem hier vorliegenden Beitrag das spannungsgeladene Verhältnis von individueller Handlungsmächtigkeit und gesellschaftlichen Zumutungen anhand einer irritierenden Frage, nämlich der nach den ethnischen Aspekten („race“) der plastischen Chirurgie. Ausgehend vom ‚Fall‘ Michael Jackson stellt sie sich der schwierigen, weil außerordentlich provozierenden Frage, ob nicht ein jeder und eine jede das Recht hat, ihren bzw. seinen Körper so zu gestalten, dass sie oder er nicht von gesellschaftlicher Teilhabe etwa qua Hautfarbe oder Haarform systematisch ausgeschlossen wird. Dies zu verneinen ist aus der Position der von einem ethnisch markierten und als rassistisch kodiertem System profitierenden weißen, europäischen bzw. nordamerikanischen Mittelschichten einfach. Zu einfach, wie Davis in ihrer subtilen Analyse zeigt.

Die unauflösliche Verwobenheit von Körpermanipulationen, individueller Praxis und komplexen Konstellationen von Ungleichheiten und Differenzen ist historisch verbürgt. Seit den Anfängen der plastischen Chirurgie im 16. Jahrhundert und vor allem seit ihrer Popularisierung im 20. Jahrhundert, ist die plastische Chirurgie eine – von mehreren möglichen – Techniken, den Körper an die viel (Teilhabe, Erfolg, ökonomischer Aufstieg, soziale Reputation) versprechenden somatischen Codes der Mehrheitsgesellschaften zu assimilieren. Sander Gilman zeigt in seinen historischen Studien z.B. die aufschlussreiche Geschichte der operativen Behandlung der „Racial Nose“: So genannte jüdische Hakennasen stigmatisieren Menschen auf eine tatsächlich bisweilen unerträgliche, unter Umständen tödliche Weise. Die plastische Chirurgie ist historisch eine pragmatische Strategie, mit deren Hilfe „Juden zu Amerikanern werden“ (Gilman 1999: 186ff.). Die Korrektur von Nasen, Hautfarbe, Brustumfang, Augen usw. ist, so macht Gilman deutlich, immer auch Normalisierungsarbeit. Menschen wollen – meist aus schwer wiegenden und kaum frivolen Gründen – normal sein: Ob entstellte Kriegsversehrte im Erster Weltkrieg, chinesische Menschen im Japan des 19. Jahrhunderts, an Syphilis erkrankte Männer im 17. Jahrhundert, wehruntaugliche Männer in Nazideutschland, dicke Frauen der Gegenwart, Afroamerikanerinnen oder so genannte Intersexuelle: Sie wollen dazu gehören, nicht mehr (aus-)gesondert werden aufgrund ihres Aussehens. Wir *alle* wollen das, und genau hierin liegt das irritierende Potenzial von Körpermanipulationen und zwar in ihren evidenten, gravierenden ebenso wie in ihren (inzwischen) normalen, banalen,

sprachigkeit ihrer Angestellten preisen bzw. anbieten, Dolmetscher/innen zu organisieren.

kaum mehr bemerkenswerten Formen. Fragen sozialer Zugehörigkeit, Teilhabe und Anerkennung werden mitnichten etwa nur für Asiatinnen in den USA am OP-Tisch entschieden, sondern auch beim Friseurbesuch oder bei der sportlichen Praxis. Sie stellen sich auch nicht nur den ‚anderen‘, den ob ihrer ethnischen oder geschlechtlichen Markierung marginalisierten Personen, sondern allen Menschen. Schließlich verkörpern wir alle soziale Positionen, wie die Soziologie nunmehr in vielfacher Weise deutlich macht.³ Solche Positionen sind mitnichten frei wählbar, sondern dynamische und immer vorläufige Ergebnisse komplexer Verhältnisse. Aus einer post-strukturalistischen Perspektive z.B. gerinnen solche Verhältnisse zu Subjektpositionen, d.h. zu intelligiblen Titeln wie Frau, Wissenschaftler, Unterschichtsangehöriger, Mutter usw. In der real existierenden sozialen Wirklichkeit müssen nun solche Positionen besetzt werden, sie müssen also auch von konkreten Menschen verkörpert werden. Wir alle mühen uns täglich ab, unsere Verortung im sozialen Raum für uns und für andere sichtbar – möglichst kompetent – zu verkörpern. Hierfür gibt es eine breite Palette an körpergebundenen Strategien. Sie reichen von dezenten und selbstverständlichen Praxen wie Hygiene, Kleidung oder ‚gesundem Essen‘ über bewusste Projekte wie Diät, Körperformung etwa im Sport oder verschiedenste Therapien in der Grauzone zwischen Gesundheit, Wellness und Optimierung (Vitaminkuren, Massagen, Fasten usw.) bis hin zu den derzeit als dramatisch wahrgenommenen Manipulationen wie plastische Chirurgie oder Gentherapien. Nimmt man dies als Kontinuum ernst, wird klar, dass unser Leben zu einem nicht geringen Anteil darin besteht, den hochgradig diffusen und (deshalb) wirkmächtigen normativen Imperativen auch somatisch zu folgen, die in den verschiedenen anerkennungswürdigen sozialen Positionen eingelagert sind, die wir einzunehmen haben, wollen wir eine legitime soziale Existenz leben.

schön normal: von Normen und Normalitäten

In diesem Sinne ‚normal‘ zu sein, hat kaum zu überschätzende rechtliche, politische, ökonomische und kulturelle Vorteile. Und normal zu sein hat, soziologisch oder kulturwissenschaftlich betrachtet, immer zu tun mit normativen Prozessen der Normalisierung. Auch dieser Aspekt spielt in den verschiedenen Beiträgen des Sammelbandes immer wieder eine Rolle, etwa bei *Kathy Davis* im Zusammenhang mit ethnisch orientierter plastischer Chirurgie, bei *Simon Strick* im Kontext der medialen Inszenierung von Subjekten im Vorher/Nachher-Modus oder bei *Sabine Maasen* in ihrer theoretisch-analytischen

3 Vgl. hierzu aus der Fülle an neueren Erscheinungen der ‚Körpersoziologie‘ Villa 2008 (i. E.) sowie Degele in diesem Band.

Rahmung der plastischen Chirurgie, bei der sie u. a. Jürgen Links Begriff des Normalismus verwendet.

Allerdings ist bei genauerer Betrachtung niemand jemals ‚normal‘, niemand ist vollkommen normgerecht, niemand eine wandelnde Norm. Alle weichen wir von den phantasmatischen Normen eines Ideals ab, das durch wissenschaftliche und politische Diskurse als normal bzw. – je nach historischer Konstellation – als natürlich inthronisiert wird. Und deshalb setzen wir uns ab und an auf Diät, deshalb rücken so viele Frauen weltweit jedem Körperhaar mit Pinzette, Wachs und Rasierer zu Leibe, deshalb lassen sich zunehmend mehr Männer die ‚weibliche Brust‘ wegoperieren, deshalb schwimmen und schwitzen wir beim Sport gegen unsere träge Masse an.⁴ Wer sich so nicht bearbeitet, der ist ja nicht normal, sagt der gegenwärtige gesunde Menschenverstand. Der Zeitgeist sagt es derzeit sogar schärfer: Wer sich nicht optimiert, wer nicht dauernd an der Verbesserung seines Körpers und damit seiner selbst arbeitet (hart arbeitet), verdient keine Anerkennung. Nur unternehmerisch agierende Subjekte sind es noch wert, als Subjekte anerkannt zu werden (vgl. Bröckling 2007). Dies macht z.B. der Beitrag von *Kathryn Pauly Morgan* deutlich. Sie zeigt, dass der zeitgenössische Umgang mit Körperfett in den USA als ‚fat-hatred‘ zu bezeichnen ist, als Fettphobie. Diese hat einen normativen Kern, die vom ökonomischen und medizinischen nicht zu trennen ist: Dicksein gilt als Mangel an Selbstbeherrschung, als Willensschwäche – als Makel und als zunehmend inakzeptabel für die Gesellschaft als Gemeinschaft. Wieso sollten ‚wir‘ den Dicken etwa eine Gesundheitsversorgung mitfinanzieren, wenn diese sich nicht im Griff haben und dadurch (angeblich) zusätzliche Kosten verursachen? *Kathryn Pauly Morgan* macht klar, ausgehend von Foucaults Begriff der Mikropolitik, dass zunehmend weniger die Liebe durch den Magen geht, sondern das (Magen)Band politischer Herrschaft. Diesen Aspekt greift auch *Sabine Maasen* in ihrem Essay auf. Sie argumentiert, dass die so genannte Schönheitschirurgie als ‚bioästhetisch orientierte Gouvernementalität‘ (Foucault) ihre Wirksamkeit daraus bezieht, dass sie doppelt agiert: Normatives bzw. politisch gedeutetes Gemeinwohl einerseits und als Autonomie kodierte Individualität andererseits werden in ihr durch den Imperativ, an sich zu arbeiten und dies auch zu wollen, verklammert. Schönheitschirurgie, so Maasen als Fazit, stiftet damit eine besondere und qualitativ neue Form von Sozialität. Wie dies nun im Einzelnen und konkret geschieht, darauf geht der Beitrag von *Simon Strick* ein. Anhand der 2004 ausgestrahlten Sendung THE SWAN – ENDLICH SCHÖN (Pro7), die er als ‚diskursive Arena‘ einer Verhandlung zwischen Selbstermächtigung und Normierung versteht, analysiert Strick die Erzählbarkeit eines ‚kosmetischen Selbst‘ und dessen Ambivalenz. Dabei kommt der Schematisierung des Körpers so-

4 Mit Dank an Armin Nassehi für diese Formulierung!

wie bestimmten Formen der Auslöschung (etwa von individualisierenden Spuren wie Altersfältchen) eine besonders wichtige Rolle zu.

Das Auslöschen von Spuren, die jeden Körper je einzigartig machen, ist allerdings keinesfalls eine quotenfördernde Erfindung bizarrer Sendungen. Sie begleitet momentan jegliche Darstellung (und Vermarktung), damit aber auch jegliche soziale Wahrnehmung von Körpermanipulationen wie der plastischen Chirurgie. So wirbt ein Zentrum für „plastische und wiederherstellende Chirurgie im weiblichen Schambereich, kurz Intimchirurgie“ – unter dem interessanten Namen „Sensualmedics“ – im Internet für die Vaginalverengung nach Schwangerschaft und Geburt folgendermaßen:

„Schwangerschaften und Geburten gehören zu den schönsten und prägendsten Erfahrungen weiblicher Biografien. Doch Geburten, hormonelle Umstellungen und Alterseinflüsse hinterlassen Spuren. Der eigene veränderte Körper wird oft als fremd und weniger attraktiv erlebt.“ (<http://www.sensualmedics.com>)

Die Veränderung des eigenen Körpers als Entfremdung und, wie es weiter im Text heißt, mögliche große psychische Belastung, die sich operativ überwinden lässt. Unlust oder auch nur ein ‚ungutes Gefühl‘ werden zu sexuellen Dysfunktionalitäten pathologisiert, die Heilung liegt in den goldenen Händen eines Chirurgen in bester Münchner Lage. *Barbara Meili* nimmt sich in ihrem Beitrag dieser Hände gewissermaßen an und fragt – in einer qualitativen Studie – nach den Legitimationsstrategien der Chirurgen. Was genau denken Sie sich bei dem was Sie tun? So fragt Meili und interessiert sich dabei besonders für die Rede der „Experten für Schönheit“ zwischen medizinischem Ethos und kommerzieller Dienstleistung am „Lifestyle“ der Kunden/innen. Sie betrachtet dies auch professionspolitisch, denn die plastische Chirurgie ist keine formalisierte Subdisziplin der Medizin. Umso interessanter und aufschlussreicher sind die Legitimationsrhetoriken der Akteure.

Angesprochen wird dabei auch, ebenso wie in einigen anderen Beiträgen, die ominöse Schönheit. Dass Schönheit bzw. allgemeiner Ästhetik alltagsweltlich als eigener, geradezu ontologischer Wert verstanden wird, kennen wir alle: Schönheit ist. Dass Schönheit allerdings eine praxeologisch und künstlerisch hochwirksame Ideologie ist, die sehr viel mit sehr harter Arbeit und der daraus entstehenden sozialen Identität zu tun hat, das zeigen exemplarisch drei Beiträge in diesem Band: *Anne Fleig* setzt sich in ihrem Text mit der Frage auseinander, wie in einem zeitgenössischen Roman die „Modellierung des Körpers als gleichsam schöpferischer Selbstentwurf erscheint“. In *EGO*, einem Text von John von Düffel, besteht der ganze Lebensinhalt des Protagonisten darin, an sich anhand seines Körpers zu arbeiten – oder vice versa? Zumindest glaubt er daran, dass die Flachheit seines Bauches anzeigt, was für ein (erfolgreicher, disziplinierter, tatkräftiger, fitter, flexibler und moderner) Mensch er ist. Vor lauter Körperarbeit wird er aber paradoxerweise

quasi lebensuntüchtig – er ist so lang und oft im Fitnessstudio, dass er berufliche Termine nicht einhält; hat vor lauter Situps und Crunches keine Zeit zum Essen, sieht seine Freundin nur noch zum gemeinsamen Training. Neben vielen Einsichten, zeigt Fleiß die im Roman implizierte Paradoxie des Körperwahns auf: Wer sich nur noch um seinen oder ihren Körper kümmert, verliert sich selbst. Wer seinen Körper nur noch als zu bearbeitenden Rohstoff beherrscht, kann diesen nicht mehr bewohnen, geschweige denn im eigenen Körper geborgen sein. In radikaler Weise thematisieren die von *Markus Brunner* untersuchten künstlerischen Performances genau dieses Problem. Fokussierend auf die Performancekunst von Stelarc und Valie Export zeichnet Brunner deren Arbeiten und Anliegen nach und ordnet sie in einen breiten analytischen Horizont ein. Hierbei spielen geschlechtertheoretische Fragen ebenso eine Rolle wie ein psychoanalytischer Blick auf künstlerische Widerstandsartikulationen gegen herrschende Normierungen des Körpers. Interessant ist u. a., dass die künstlerische Verschmelzung von Schmerz und Ästhetik enorm provozierend wirkt. Dabei kennt doch jede und jeder diesen materiellen wie sprichwörtlichen Zusammenhang: Wer schön sein will, muss leiden. Spezielle Pflaster für die geschundenen (Frauen-)Füße helfen dabei.

Mit Schönheit und Schmerz setzt sich auch *Nina Degele* in ihrem Beitrag auseinander: Sie untersucht die Konvergenzen (und Differenzen) zwischen Schönheits- und Schmerzhandeln. Für Degele ist das Mantra des „schön mache ich mich für mich und nur für mich“ Ideologie insofern es mit der tatsächlichen Praxis der Handelnden bricht, diese verschleiert und dadurch unsichtbar macht, dass Schönheitshandeln Kommunikation und Verhandlungspraxis um den eigenen sozialen Ort ist. Ebenso weist sie in ihrer empirischen Analyse darauf hin, dass auch Schmerz identitäts- und sinnstiftend ist. Und auch Schmerz als Erfahrung in der Praxis bewegt sich, wie die Differenz schön/hässlich, an einer Grenze: der zwischen normal und pathologisch. In beiden Fällen – Schmerz und Schönheit – geht es, so Degele, um die moderne Inszenierung von „normalen Exklusivitäten“ insofern in beiden Fällen diese Grenze immer wieder neu gezogen bzw. unterlaufen wird: Geburtswehen sind normal, natürlich und legitim, sie gehören dazu und wer sie erfährt, eben auch. Lustschmerzen wie in S/M-Praxen sind dagegen womöglich anormal und wer sie erfährt oder vermittelt gehört nicht dazu, sondern gehört therapiert.

Stichwort Therapie. Wo am Körper-Selbst ‚gebaut‘ wird (vgl. Ach/Pollmann 2006), muss auch repariert werden. Nur insofern der Körper als optimierbar verstanden wird, kann und muss er auch verbessert werden. Das ist beim Phänomen plastische Chirurgie noch evident, denn allein der Begriff Chirurgie hat (noch?) einen deutlich medizinisch-therapeutischen Klang. Doch auch Essen oder Atmen können im Horizont des Lebens-als-Baustelle optimiert werden. Dies zeigt *Charlotte Ullrich* in ihrem Beitrag anhand der

Verflechtung von medizinischem Expertenwissen einerseits und individuellem, subjektiven Körperempfinden andererseits. Das empirische Feld ist die Reproduktionsmedizin, genauer die Kinderwunschbehandlung mit einem Fokus auf die (Selbst-)Therapien, die Frauen sich verordnen (lassen), um schwanger zu werden. Da wird nicht nur Yoga betrieben und Folsäure, Vitamine, Mineralien und sonstige Tabletten geschluckt, sondern – und grundsätzlicher – das eigene Leben bzw. der eigene Körper überhaupt zum verwaltbaren und optimierbaren Gegenstand.

Körperhaben, Körpersein: Von der unausweichlichen und doch problematischen Objektivierung

Damit ist angesprochen, was Barbara Duden als „Objektivierung“ des Körpers (Duden 2004) kritisiert und was alle sozial- und kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit diesem umtreibt: Die unausweichliche Gleichzeitigkeit von Körper-Haben und Körper-Sein.⁵ In der Konsequenz bedeutet dies die gleichzeitige und gleichursprüngliche (Un)Verfügbarkeit des Körpers (vgl. Barkhaus/Fleig 2002). Mehr oder minder drastische „Baumaßnahmen am menschlichen Körper“ (Ach/Pollmann 2006) gehören nicht nur längst zu unserem Alltag, auch jenseits der aktuellen medialen Dramatisierung, sie stellen vielmehr immer und überall den Ausdruck unserer sozialen Natur dar. Die ebenso faszinierende wie verunsichernde Dimension der Arbeit am und der Manipulation des Körpers liegt demnach nicht so sehr im Anstieg ihrer Sichtbarkeit und ihrer Drastik. Wesentlich ist vor allem, dass die aktuellen Formen der Bearbeitung des Körpers – wie sie in diesem Band diskutiert werden – einige Fragen (wieder) virulent macht, die womöglich bloß still gestellt waren, die aber zur sozialen Natur des Menschen gehören wie das berühmte Gelbe zum Ei. Jenseits der oben nur angedeuteten Zahlen ist daher die soziale Relevanz etwa der plastischen Chirurgie als ein besonders drastisches, aber keinesfalls einzigartiges Beispiel von Körperbearbeitungen offensichtlich: Im Feld der ästhetisch-plastischen Chirurgie werden zentrale soziale, ethische, anthropologische und nicht zuletzt politische Fragen verhandelt, die weit reichende Konsequenzen für uns alle haben – egal, ob wir uns nun an der Nase operieren lassen oder nicht. Denn an diesen Techniken kristallisieren sich die sozialen Auseinandersetzungen um das, was wir mit unseren Körpern überhaupt können, dürfen und sollen. Als Menschen sind und haben wir eine *soziale* Natur und damit *verfügen* wir – jedenfalls zum Teil – über diese Natur. Damit ist immer auch die Frage aufgeworfen, in welchem Sinne, zu welchem

5 Begrifflich genauer müsste es heißen: Körper-Haben und Leib-Sein. Zur Unterscheidung vgl. Villa 2008 (i. E.).

Zweck, mit welchem Ziel wir über unsere Natur verfügen – oder es lassen. Dies wirft im konkreten Fall Fragen auf, zu denen die Sozial- und Kulturwissenschaften einiges erhellendes zu sagen haben. In diesem Band geht es darum weniger um die (wichtigen!) bioethischen Implikationen im engeren Sinne, die die „Baumaßnahmen“ am Körper mit sich führen und die in einigen einschlägigen Publikationen als Domäne der philosophischen Ethik und/oder anhand surrealer Gedankenspiele im Feld des ‚Transhumanismus‘ diskutiert werden. Es geht vielmehr um die alltagsrelevante normative bzw. diskursive Konstitution und mediale Rahmungen von Körpermanipulationen einerseits und um die entsprechenden Praxen sowie ihrer Deutungen andererseits, wie sie hier und heute unter unseren Augen und unserer Haut stattfindet. Hierzu einige kurze Bemerkungen:

Spätestens seit der Moderne und der darin eingelagerten Erosion religiöser Legitimationen haben die Menschen nicht nur ihren Verstand selbst zu nutzen, sondern auch ihren Körper. Historisch und differenziert betrachtet, tun dies keineswegs alle Menschen gleichermaßen – die Moderne als Rationalisierung stellt sich vielmehr, dies zeigen etwa geschlechtersensible bzw. feministische Analysen, als hochgradig ungleichzeitig, in sich widersprüchlich und von Ungleichheit durchzogen dar. Und doch: Die *Gleichzeitigkeit* von Selbst-Ermächtigung – als „Versprechen der Moderne“, wie Beck/Beck-Gernsheim (1994) formulieren – und Selbst-Unterwerfung – wie etwa Max Weber, die kritische Theorie oder Michel Foucault die rationalisierte Moderne kennzeichnen (vgl. Schroer 2001: 15 – 136) – ist, so eine These dieses Buches, das wirklich Faszinierende reflexiv-moderner Praxen. Die Analyse sozialer Praxis als *körperliche* Praxis kann systematischer als andere Zugänge davon ausgehen, dass im Tun der Menschen Reproduktion – also die Wiedererzeugung – und die Produktion – also die Erzeugung – von sozialer Wirklichkeit bzw. Verhältnissen zwei Seiten derselben Medaille sind, dass also sowohl beharrende wie überraschende oder gar kreative Momente gleichzeitig vorkommen und dass diese eine komplexe Konstellation bilden. Dass emanzipative Visionen von Selbstermächtigung (qua Körper) wie die feministischen der zweiten Frauenbewegung geradezu in ihr Gegenteil, d.h. in Selbst-Beherrschung kippen können, zeigt der Beitrag von *Paula-Irene Villa*. In diesem werden aktuelle Formen der mühsamen Arbeit, eine richtige Frau zu sein (frei nach Butler) genealogisch auf ihre diskursive Konstitution hin analysiert. Das Autonomie-Imperativ der feministischen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre, so Villa, bildet heute die kommerziell ausbeutbare soziale Semantik für die körperliche Arbeit am Selbst. Letztere orientiert sich – anders als die Frauenbewegung – nicht an der faktischen Normalität von Frauenkörpern in ihrer irreduziblen Vielfalt, sondern an phantasmatischen Normen eines geschlechtlichen Ideals. Normen werden zum Normalitätsmaßstab, und damit wird Inklusion und Exklusion (etwa in medialen Inszenierungen) verhandelt. Um

Selbstermächtigung, Subjektivierung und deren Ambivalenz geht es auch *Sabine Maasen* sowie *Andrea Seier* und *Hanna Surma* in ihren Beiträgen. Letztere arbeiten in ihrer Analyse von *THE SWAN – ENDLICH SCHÖN* den medialen Modus heraus, anhand dessen Subjektivierungsprozesse ins rechte Fernsehlicht gerückt werden. Dabei interessieren sie sich vor allem für das Narrativ des „Vorher/Während/Nachher“, das seinerseits rund um den – schnöden echten wie lacanschen sprichwörtlichen – Spiegel angeordnet ist. So geht es in *THE SWAN*, wie in vielen solcher Formate, nicht nur um ein neues und besseres Leben, es geht bisweilen um ein neues Selbst. Inwiefern es dafür eines (neuen?) Körpers bedarf, das diskutieren die Autorinnen aus einer foucaultschen und medienwissenschaftlichen Perspektive. *Sabine Maasen* stellt genau diese Frage in einen breiten sozialwissenschaftlichen Horizont. Sie diskutiert die immanenten Ambivalenzen der bioästhetischen Selbstregierung vor dem aufgeklärten Lichte verschiedener Modernisierungstheoretiker (Max Weber z.B.), leuchtet die kritischen Aspekte mit Hilfe Foucaults aus und diskutiert die Gleichzeitigkeit von Selbstermächtigung und Unterwerfung auch im Lichte qualitativer Studien zur plastischen Chirurgie. Auch Maasen macht deutlich: Empörung und bildungsbürgerliche Abwehreffekte sind allzu einfache Reaktionen im Modus der Herrschenden. Wer nämlich dazugehört – zum Arbeitsmarkt, zur Familie, zur Wissenschaft etwa – und entsprechende Anerkennung genießt, der oder die hat nicht nur leicht reden, sondern sehr wahrscheinlich auch den angemessenen Körper. Dieser ist sehr wahrscheinlich weiß, spezifischen geschlechtlichen und ethnischen Normen gemäß und vor allem eines: unauffällig. schön normal eben.

Danke

Ich möchte mich zunächst besonders bedanken bei allen Autoren/innen in diesem Band. Sie haben sich als inspirierende und professionelle Kollegen/innen erwiesen, die sich in ihren anregenden Texten auf den spezifischen Zuschnitt dieses Sammelbands eingelassen und – überwiegend – fristgerecht ‚geliefert‘ haben, auch wenn dies z.T. recht kurzfristig war. Dann geht ein großes Danke an langjährigen Gesprächspartnerinnen, ohne die ich dieses Buch als Soziologin nie gewagt hätte: Barbara Duden (von der ich viel mehr gelernt habe, als sie denkt), Gudrun-Axeli Knapp und Sabine Hark. Helmut Hummel (Hannover) hat das Manuskript aufmerksam und zügig in Form gebracht; dafür vielen Dank! Ein Dank gebührt auch Eva Tolasch (München), die eine anregende inhaltliche Gesprächspartnerin ist und dies bei der Durchsicht einiger Beiträge wieder ein Mal gezeigt hat. Katherina Zimmermann (Hannover/Augsburg) danke ich dafür, dass sie als meine langjährige Mitarbeiterin die drei K's wunderbar verkörpert: Kritik, Kreativität, Kompetenz. Ebenso danke ich Johanna Tönsing vom transcript Verlag für ihre Übersetzungen. Karin Werner

und die Lektorin Birgit Klöpfer haben sich von Anfang an für das Projekt nicht nur wohlwollend interessiert, sondern auch geduldig und kompetent zu seinem Gelingen beigetragen. Zu danken habe ich schließlich, und wie immer, Michael Cysouw für vielfältigste Unterstützungen in jeglicher Hinsicht. Dieses Buch ist unseren Kindern Leo I. und Anna C. gewidmet, die auf ihre Art wunderbar kritische und neugierige Menschen sind.